

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT → 2

DER TEXT JOH 11,1-44

Arbeitsübersetzung mit Anmerkungen zur Übersetzung → 5

Das Johannesevangelium – eine kurze Einführung → 8

Joh 11 im Gesamtzusammenhang des Johannesevangeliums → 11

Textabgrenzung Joh 11,1-44 → 11

Auslegung in Sinnabschnitten → 12

Vertiefungen

Licht- und Finsternis-Metaphorik → 18

**Glauben als zentrales Thema im Johannesevangelium
und Martha als exemplarische Glaubende** → 18

Johannes 11 vor dem Hintergrund von 4. Mose 14 → 20

LEBENSGESCHICHTLICHE ZUGÄNGE

Sabine Bäcker – *Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland* → 23

Elke Johanna Kulenkampff – *Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers* → 24

Brigitte Reinard – *Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern* → 26

HINTERGRUNDINFORMATION ZUM TITELBILD – *Dr. Andrea König*

Die andere Martha → 29

Der Marthaaaltar in St. Lorenz in Nürnberg → 31

BAUSTEINE FÜR DEN GOTTESDIENST

Vorschlag für den Gottesdienstablauf → 33

Liturgiebausteine – *Christiane Eller* → 34

Predigt – *Susanne Sengstock* → 40

Anregung für die Verkündigung – *Anne Rieck* → 43

Liedvorschläge → 51

LITERATURVERZEICHNIS → 52

VORWORT

Mit dieser Arbeitshilfe haben Sie ein ganz besonderes Erstlingswerk vor sich. Eine Arbeitshilfe zum Frauengottesdienst, die deutschlandweit angeboten und verbreitet wird und an deren Produktion etliche Frauenarbeiten, Frauenwerke und Frauenhilfen in der EKD auf verschiedene Weise beteiligt sind, hat es so noch nicht gegeben.

Im Rahmen der Jahrestagung der Theologinnen aus den Frauenarbeiten in der EKD entstand die Idee, die Verbundenheit der Frauenarbeiten und v.a. der Frauen, die in ihnen engagiert sind, auch nach außen stärker zu zeigen und dabei den Rahmen der Reformationsdekade zu nutzen. Immer eine Gruppe von Theologinnen wird die inhaltliche Arbeit verantworten, der Dachverband Evangelische Frauen in Deutschland übernimmt die Organisation und Koordination von Druck und Layout, so dass es in den Jahren 2015–2017 eine gemeinsame Arbeitshilfe zum Frauengottesdienst geben kann, die sich thematisch an das jeweilige Jahresthema der Dekade anlehnt. 2015 steht das Reformationsgedenken im Zeichen von Bibel und Bild.

Bilder wirken oft unmittelbarer als Texte und bestimmen, wie wir Bibeltexte wahrnehmen bzw. welche Auslegungen eines Textes sich in unseren Köpfen festgeschrieben haben. Der erste gemeinsame Frauengottesdienst soll das an einer biblischen Frauengestalt deutlich machen, die für viele Generationen von Christinnen besonders prägend und ärgerlich gewesen ist: die biblische Martha. In der Ikonografie wird sie oft mit dem Symbol des Kochlöffels dargestellt und als geschäftige, perfekte Hausfrau gezeichnet.

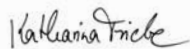
Kontrastiert wird dieses Bild in der Regel durch eine zweite Frauengestalt, ihre Schwester Maria, die lieber zu Jesu Füßen sitzt und ihm zuhört, anstatt sich als Gastgeberin zu betätigen und ihre Schwester in der Fürsorge für Jesus und seine Jünger_innen zu unterstützen. Die Bilder der Kunstgeschichte, von denen Sie vielleicht auch das eine oder andere vor Augen haben, verdanken sich dieser Lesart einer Geschichte aus dem Lukasevangelium. In der Auslegungsgeschichte wurden Martha und Maria mit zwei Glaubensweisen verbunden: Die schweigende Maria steht für den kontemplativen Weg zum Heil, während die geschäftige Martha für den tätigen, den aktiven Weg in Anspruch genommen wird.¹ Über viele Jahrhunderte sind die beiden

¹ Siehe hierzu auch Bernadette Escaffre in: Mercedes Navarro Puerto/Marinella Perroni (Hrsg.) 2012, S. 341ff.

Frauengestalten als stereotype Glaubenswege gegeneinander ausgespielt worden. Maria ist dabei als die wahre Glaubende, Martha als die, die ihr Heil „verdienen“ will, hingestellt worden. Es ist leicht vorstellbar, welche Wirkung dieses abwertende Marthabild auf Frauen gehabt hat (und mitunter auch heute noch hat), die sich durch ihre ganz konkreten Lebensvollzüge und -aufgaben in der Rolle der Martha wiederfinden. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die lukianische Martha eine der ersten biblischen Frauenfiguren war, die von feministischen Theologinnen in den 1980er und 1990er Jahren bearbeitet und neu entdeckt wurde. Marthas „Hausfrauentätigkeiten“ wurden aufgewertet, Kontemplation und Aktion als gleichermaßen notwendig nebeneinandergestellt. Aber auch diese überfordernde weibliche Doppelrolle ist kritisch angefragt worden. Neben der lukianischen Martha, kam die johanneische Martha als ganz andere Figur damals leider selten in den Blick.

Im Johannesevangelium wird Martha als eine starke und bedeutende Frau geschildert. Sie ist als Jüngerin und Freundin Jesu, als Hausbesitzerin, Theologin, Leiterin einer Gemeinschaft und als weibliches Pendant zu Petrus, als Christusbekennerin, erkennbar. Als solche ist sie vielen unbekannt, denn auch im Bezug auf diese Geschichte hat die Tradition unsere Wahrnehmung so gelenkt, dass Martha nicht in den Blick kommen konnte. Mit dieser Arbeitshilfe stellen wir sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit, um mit ihrer Hilfe innere Bilder zu verändern und zu erweitern.

Wir hoffen, dass von der Beschäftigung mit Martha, der Christusbekennerin, aufrichtende Impulse auch für unser eigenes Selbstverständnis als Zeuginnen des Glaubens ausgehen und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre dieser Arbeitshilfe und einen gesegneten, lebendig machenden Gottesdienst.



Katharina Friebe



Susanne Sengstock



Anne Rieck



Dr. Andrea König

LEBENS- GESCHICHTLICHE ZUGÄNGE



Im Folgenden finden Sie drei sehr persönliche Auseinandersetzungen mit Marthas Christusbekenntnis. Sabine Bäcker aus der Nordkirche, Johanna Kulenkampff aus der hannoverschen Landeskirche und Brigitte Reinard aus der bayrischen Landeskirche sind unserer Bitte gefolgt und haben beschrieben, in welchen eigenen lebensgeschichtlichen Zusammenhängen Joh 11 für sie zum Klingen kommt. Diese persönlichen Auslegungen können Sie als Anregung nutzen, um ggf. in Ihrer Gottesdienstvorbereitungsgruppe eigene „Marthaerfahrungen“ zu erkunden und auszutauschen. Ebenso können Sie die Texte oder Passagen daraus als Baustein für Ihre Verkündigung im Gottesdienst verwenden.

SABINE BÄCKER

Die Ostersonntage meiner Kindheit in meiner thüringischen Heimatstadt waren etwas ganz Besonderes: Um 6 Uhr in der Frühe wurde auf dem alten Friedhof eine Andacht gehalten. Für uns als Familie hieß das zeitiges Aufstehen, weil ein dreiviertelstündiger Fußweg vor uns lag. Ich erinnere mich genau, welche Überwindung das Aufstehen kostete. Ich staune noch heute, wie konsequent meine Eltern trotz ihrer Berufstätigkeit an diesem freien Tag auf das Ausschlafen verzichteten. Dann ging es los durch die stillen Straßen, ein langes Stück auch durch Wiesen und an einem Wäldchen entlang. Im Ohr ist mir noch das unbeschreiblich schöne Vogelgezwitscher. Dann standen wir da an dem alten Holzkreuz zwischen den Gräbern und eine ergreifende Stimmung umgab uns. Ich sang aus voller Kehle „Christ ist erstanden“. Nach diesem Lied sehnte ich mich. Christ ist erstanden! Mehr brauchte es nicht! Heute kann ich es in diese Worte fassen: das Singen in der Frühe war eine befreiende Ostererfahrung.

Meine Jugendjahre zwischen 1975 und 1977 waren typisch für Jugendliche, die in der DDR in der Kirche aktiv waren: Nach der Konfirmation ging ich in die Junge Gemeinde. Es eröffneten sich dort für mich ganz neue Perspektiven durch die Begegnungen in der Gruppe und mit unserem Jugendwart. Es gab gemeinsame Abende und Wochenenden, an denen ich mich in guter Weise geborgen und verstanden fühlte. Wir hielten zusammen, was auch durch die besondere politische Situation in der DDR bedingt war. Aus dem Le-

ben in der Jungen Gemeinde schöpfte ich Kraft. Einmal, wir waren an einem Wochenende gemeinsam unterwegs, saßen wir abends lange zusammen am Lagerfeuer und sangen, Willi spielte Gitarre. Geredet wurde nicht, in den Pausen zwischen den Liedern sahen wir alle in die Flammen des Feuers und hingen unseren Gedanken nach. In diesem Moment erfüllte mich das unbeschreibliche Gefühl von Geborgenheit und Lebenszuversicht. All die Zweifel meiner Jugend schwiegen. Ich fühlte: Das ist es, vielleicht wird es nie wieder so schön, aber diesen Moment erlebt zu haben, das ist wunderbar! Ich spürte, das ist gelungenes Leben in der Beziehung mit anderen Menschen in dem uns einenden Glauben an Jesus Christus.

Im Spätsommer 1979 kam ich mit knapp 19 Jahren nach sozialistischer Schul- und Berufsausbildung in Kleinstädten der DDR nach Ostberlin, um in einem evangelischen Heim für geistig behinderte Kinder und Jugendliche zu arbeiten. Dort lernte ich Ellen kennen. Nie werde ich meine Betroffenheit vergessen als ich erfuhr, dass ihr Mann zu diesem Zeitpunkt als Wehrdienstverweigerer im Gefängnis saß. Als Strafgefangener musste er im Rüdersdorfer Zementwerk unter katastrophalen Bedingungen hinter Betonmauern und Hundelaufanlagen arbeiten. Wehrdienstverweigerung wurde in der DDR mit 18–22 Monaten Haft bestraft. In der Haftzeit ihres Mannes lebte Ellen mit ihren Kindern allein, ging ihrer Arbeit nach – ich hörte sie nie klagen. Ich sah Ellen mit geradem „Kreuz“ und erhobenem Haupt durch die Welt ge-

hen. Von ihr ging eine besondere Würde aus. Wir, die wir mit Ellen arbeiteten, haben ihr ohne viele Worte Ehre erwiesen. Diese Ehrerbietung war als Haltung spürbar im alltäglichen Umgang: Wir sahen ihr immer sehr gerade ins Gesicht und haben oft den Kopf ganz leicht vor ihr verneigt, alles geschah ganz ohne Worte. Das hat mich damals tief berührt.

Seitdem bin ich immer wieder Frauen begegnet, die die Entscheidung ihrer Männer zur Verweigerung des Wehrdienstes in der DDR mitgetragen haben. Jedes Mal war ich gewiss: Der Friedefürst, der gesalbte Sohn Gottes war da immer mitten unter uns.

Im August 2012 fiel mein Vater nach einer Herz-Operation ins Koma. Nach zweieinhalb Wochen Koma und der ständigen Verschlechterung seines körperlichen Befindens starb er. All meine Trauer und mein Schreien aus tiefster Seele wurden begleitet von dem Glauben, dass für meinen Vater etwas heil wird und sich eine lebenslange Sehnsucht erfüllt: die Sehnsucht nach seinem Vater. Dieser war 1943 als Soldat in Kämpfen des 2. Weltkrieges erschossen worden. Soldat wurde er als mein Vater vier Jahre alt war. Von den wenigen Vater-Erinnerungen, die es vor allem aus den Heimaturlauben gab, zehrte mein Vater sein Leben lang. Ich habe ihm immer mehr Vater-Nahrung gewünscht.

Dann am Totenbett meines Vaters in der Runde meiner großen, bunten Familie spürte ich, dass auch für mich etwas heil geworden und zum Frieden gekommen war, nicht nur für den Moment, sondern andauernd mit dem Glauben an das

ewige Leben. Auch wenn wir sterben, leben wir weiter. Das wurde mir am Sterbebett bewusst.

Als Sozialpädagogin habe ich über einen längeren Zeitraum eine junge Frau begleitet, die auf der Suche nach ihrer sexuellen Identität war. Immer wieder erzählte sie, wie schwierig für sie körperliche Nähe sei. Sie hatte einen jahrelangen Leidensweg hinter sich und wusste, dass noch viel Mühe vor ihr liegt. Im März 2014 verabschiedeten wir uns, weil sie die nächsten Schritte allein gehen wollte. Es war eine besondere Verabschiedung. Wir standen uns in meinem Beratungsraum gegenüber, blickten uns an, ich formulierte gute Wünsche, dann in eine Pause hinein sagte die junge Frau „Darf ich Sie zum Abschied umarmen?“ – „Ja!“ Und dann umarmte sie mich und ich durfte ihr mit einer Umarmung antworten. Im Raum war eine Kraft, die nicht von uns ausging. Für mich war Jesus hinzugetreten und gab uns seinen Segen.

Für mich sind all diese Erlebnisse Marthaerfahrungen: Mitten im Lebensfluss spürte ich die Gegenwart Gottes, spürte ich Christus an meiner Seite. Nie konnte ich diese Erfahrungen produzieren, sie geschahen. Im Laufe des Lebens bin ich sensibler für sie geworden. Manchmal habe ich diese Erfahrungen vermisst und mich nach ihnen gesehnt. In diesen Zeiten spürte ich zum einen die Gewissheit und die Stärke der erlebten Begegnungen. Zum anderen brachte es mich zu neuen Annäherungsversuchen gegenüber Gott und Jesus Christus. Das bleibt für mich ein spannender immerwährender Beziehungsprozess.

ELKE JOHANNA KULENKAMPFF

Vor einigen Jahren traten einmal zwei junge Leute einer Freikirche auf der Straße in Hannover auf mich zu und sagten: „Wir machen im Namen unserer Gemeinde eine Befragung. Glauben Sie an die Auferstehung der Toten?“ Ich dachte nicht lange nach und sagte ehrlich: „In meiner, der evangelischen Kirche, gehört dieser Satz in das Glaubensbekenntnis, das sonntags gemeinsam gesprochen wird. Ich schweige während dieser Aussage, weil mir der Zugang zu solchem Glauben fehlt, besonders, weil es danach heißt ...'und das ewige Leben'. Damit kann ich bisher nichts anfangen.“

Diese Begegnung und meine spontane Antwort brachten mich später doch zum Nachdenken: Sollte der Gedanke vom ewigen Leben und einer Auferstehung der Toten für mich wichtig sein?

Sowohl die Hebräische Bibel als auch das Neue Testament überliefern uns Geschichten von Auferweckung und Auferstehung einzelner Menschen. Aber betrifft mich das? Für mich und meinem Glauben stand fest, dass es wichtig ist, wie ich auf das Geschenk meines Lebens antwortete. Anders ausgedrückt: Ich verstehe mich als ein verantwortliches Gegenüber des Schöpfers. Möglicherweise wirkt mein Denken

und die Art, wie ich meinen Alltag verantworte, auch nach meinem Leben weiter. Ein Nachdenken über die „Auferstehung der Toten und das ewige Leben“ vertagte ich erst mal.

Einige Jahre später wurde ich wieder mit dem Thema konfrontiert. Im „Fernkurs Theologie Feministisch“ der Evangelischen Landeskirche Hannovers war ein Nachrückerrinnenplatz für mich freigeworden. Ich durfte teilnehmen! Der feministisch-theologische Ansatz beflügelte mein Suchen und Nachdenken sehr. Im zweiten Studienjahr hatte unsere hannoversche Gruppe die Aufgabe, bei dem Wochenend-Treffen aller Studierenden den Gottesdienst zu gestalten. Zu Johannes 11,1-44 formulierte jede von uns acht Frauen eine eigene Antwort auf Jesu Frage an Martha: „Ich bin das Auf(er)stehen und das Leben. Wer an mich glaubt – wenn er denn stirbt – wird leben und jede, die lebt und glaubt an mich, wird nimmermehr sterben bis in Ewigkeit. Glaubst du das?“

Glaubte ich das?

Martha erwidert: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Gesalbte bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommt.“

Jesus der Gesalbte, griechisch Christus.

Glaubte ich das? Ich fing an zu forschen.

Zunächst entdeckte ich: Die gängige Überschrift dieser Perikope in der Luther-Bibel lautet: „Die Auferweckung des Lazarus“. Ich erkannte schnell, dass diese Bezeichnung irreführend ist. Es geht nicht in erster Linie um die Auferweckung des Lazarus, nicht um neues Leben für ihn. Zumindest wird nicht erkennbar, dass die stumme Gestalt, die in Grabtücher gewickelt auf den Anruf Jesu hin erscheint, dieses zweite Leben ergreift, zu einem neuen Leben aufbricht. Vielmehr geht es in diesem Text um eine Frau, die ausspricht, was unser Glaubensbekenntnis aussagt: „Jesus, du bist der Christus! Du bist der, der zu neuem Leben führt.“

Im Lesen des Textes wurde mir deutlich: Martha hatte ihren Bruder (Ernährer? Beschützer?) nach dessen schwerer Krankheit verloren. Jesus, der Mensch, von dem sie bis zuletzt Hilfe erhofft hatte, war einfach nicht erschienen. Lazarus lag bereits vier Tage im Grab und sein Körper ging in Verwesung über. In solcher offenbar aussichtslosen Situation bekennt Martha sich zu diesem Jesus als Lebenserneuerer, Messias, Befreier, Gottes Sohn. Was für ein starkes Bekenntnis!

Für mein eigenes Christus-Bekenntnis gab es noch zu viele Fragen:

Martha? Die kannte ich doch als eine ganz andere Frau aus dem Lukas-Evangelium. Dort sorgt sie umsichtig für ihre Gäste, sie schmeißt den Laden, während ihre Schwester Maria

hörend zu Jesu Füßen sitzt. Schlechten Gewissens hatte ich mich mit jener Martha des Lukas immer wieder identifiziert: „quadratisch, praktisch, gut!“ (Ritter Sport) Verglichen mit ihrer Schwester war ich also – geistlich gesehen – längst nicht ein so „wertvoller Mensch“ wie die andächtige Maria.

Johannes hingegen lässt genau diese Martha eine zentrale Aussage aussprechen: „Ja Herr, du bist der Messias, den Gott in die Welt sandte.“ Martha erkennt, dass hier von einer ganz neuen Dimension gesprochen wird: Wer an mich glaubt, wird leben. Das ist im Präsens formuliert.

„Wer an mich glaubt, wird leben!“ Die Ewigkeit kommt erst in zweiter Linie in den Blick!

Mein Verstand nahm das dankbar auf. Ich ahnte jetzt, was Paulus meint, wenn er den Leuten aus seinen Gemeinden (Sklaven, outcasts, Frauen, Ausländern) die neue Existenz „in Christus“ zuspricht.

Damit werden sie zu Menschen, die ein „neues Leben“ im Hier und Jetzt ergreifen, weil ihnen im Kreis der geschwisterlichen Gemeinschaft Gottes Treue und Zuwendung und seine Leben schaffende Schöpferkraft zugesagt werden. Sie fühlen sich wie neu geboren!

Zutiefst verändert aus einer ausweglosen Situation „aufstehen“: So etwas musste das sein!

Die Tragfähigkeit dieser Erkenntnis in meinem eigenen Leben war dadurch allerdings noch keineswegs gesichert. Ein persönlicher Einbruch vor zwei Jahren warf alles über den Haufen, was mein Verstand so schön eingeordnet hatte.

Durch kindisches, feiges und für mich selbst nicht nachvollziehbares Verhalten enttäuschte ich eine sehr nahe Freundin zutiefst. Unsere Beziehung war nachhaltig gestört. Mir stand nicht nur mein Versagen ihr Gegenüber vor Augen. Es kam dazu, dass ich in ein altes Muster zurückgefallen war, das ich überwunden glaubte: Ich war wieder die Unerwachsene, die vor den Autoritäten, die sie sich aufgebaut hat, ein liebes, unschuldiges Kind spielt und nicht zu dem steht, was es verbockt hat.

Sterbenselend fühlte ich mich, nachts verfolgten mich Alpträume von Versagen und Beschämung. Diesen Einbruch erlebte ich als eine Art Todeserfahrung. Ich erzählte mehreren Freundinnen davon, ging zurück in Erlebnisse der Kindheit, führte hilfreiche Gespräche mit einem Therapeuten und putzte allmählich viele dunkle Ecken und Verstecke. Ich erfuhr Nähe und Zuwendung.

Und ich erinnerte mich plötzlich an ein „Bild“, das eine alte Benediktinerin mir vor vielen Jahren für meinen wei-

teren Weg mitgegeben hatte: „Ich sehe ödes, trockenes Land. Aber dein Pfad führt dort hinaus. Du gelangst an ein schmales Rinnsal und folgst ihm. Allmählich wird es ein weites, ergrünes Tal. Achte darauf: Neben deinem Weg sprießt Kraut, blühen Blumen, gedeihen Bäume. Du gehst durch ein fruchtbares, reiches Land! Es ist deines!“

Dieses Bild und der Zuspruch meiner Freunde bewirkten eine Veränderung. Ich fühlte mich verändert; neu geboren und auf ganz andere Weise lebensfähig. Für mich eine Auferstehungs-Erfahrung: Ein Augenblick im Leben, der nicht festzuhalten war, der mich aber spürbar verändert hatte!

Ob es Martha ähnlich ergangen war?

Bis heute erlebe ich die besondere Kraft, die von dieser Erfah-

rung geblieben ist: Ich begegne bestimmten Menschen und Situationen, die mich früher verstummen oder in feige Verstellung und Unehrlichkeit ausweichen ließen, zuversichtlich in Augenhöhe und genieße das. Fühle ich mich niedergeschlagen oder enttäuscht, rufe ich mir das Erlebte ins Gedächtnis und kann wieder durchatmen. Ich bin froh, dass diese Art Aufstehen/Auferstehen hier und in meinem jetzigen Leben erfahrbar war und weiterwirkt. Das „ewige Leben“ übersetze ich mir mit „ein lebenswertes, volles Leben“. Über das Jenseits lese ich auch bei Paulus nur in Andeutungen, Bildern. Wenn ich dort vorkomme, dann hoffe ich, von meinem Schöpfer angesehen und meinem Richter aufgerichtet zu werden.

BRIGITTE REINARD

Als ehrenamtliche Mitarbeiterin und engagierte Christin gebe ich Konfirmandenunterricht in meiner Gemeinde. Ich mag es mit Jugendlichen unterwegs zu sein, sie zu begleiten, mit ihnen im Gespräch zu sein und mitunter auch von Ihnen in Frage gestellt zu werden. Ich erinnere mich an eine Stunde zum Glaubensbekenntnis fast am Ende der Konfirmandenzeit. Mittlerweile haben alle das Glaubensbekenntnis auswendig gelernt. Ja, alle können es aus dem Effeff. Aber – was verbinden die Jugendlichen mit dem Bekenntnis, welches sie nun bald vor der Einsegnung als Bekräftigung ihres Glaubens vor der Gemeinde sprechen? Ich sehe schon die Köpfe rauchen. Mit gezielten Fragen kommen wir ins Gespräch. Arbeitsblätter vertiefen das Thema. Alles in allem eine gute Unterrichtsstunde.

Über das Gespräch mit den Jugendlichen bin ich ins Nachdenken gekommen: Wie war eigentlich mein Glaubensweg? Die Antwort auf diese Frage wird eine nicht schöne Rückschau auf meine Kinder- und Jugendzeit. Ich versuche es trotzdem:

In meiner Familie waren Religion, Kirche und Glaube nicht wichtig. Mein Großvater und mein Onkel traten schon früh aus der Kirche aus. Gott hat bei uns eine Rolle gespielt, und zwar im Sinne von „Er sieht alles – und straft jede kleinste Lüge sofort“. Gott wurde in meiner Erziehung als Druckmittel eingesetzt. Das war nicht schön.

Dass ich trotzdem positiv mit der Kirche in Verbindung kam, verdanke ich einer Freundin. Sie nahm mich mit in den Kindergottesdienst. Sonntagvormittag um 10.00 Uhr war meine Zeit. Da wollte ich hin. Ich erinnere mich gut an die Leiterinnen: Die Gemeindefreferentin der Kirchengemeinde und eine Gemeindegeschwester aus der heutigen Pilgermission St. Chrischona in Riehen. Sie nahmen uns Kinder liebevoll an die Hand. Die Geschichten der Bibel hörte ich mit Staunen, begeistert sang ich die schönen Lieder mit und nahm an Vorführungen für die Gemeinde teil.

Wie viele biblische Geschichten habe ich so kennengelernt! Kein Wunder, dass ich deshalb ein gutes Bibelwissen hatte. Regelmäßig stand eine eins bei Religion in meinem Zeugnis. „Du wirst mit Sicherheit Nonne.“ Diesen Spruch musste ich mir manchmal anhören. Aber das war mir egal, denn es ging mir gut und ich fühlte mich wohl. Mein Wunsch war es dann auch, Religionspädagogin zu werden oder vielleicht auch Theologie zu studieren. Das wusste ich schon von klein an. Der Same war gelegt und ging eine Zeit lang auf.

Dann ließen sich meine Eltern scheiden. Außerdem wurde mir bewusst, welche Härte ich in meiner Kindheit durchleiden musste. Irgendwie verlor ich meinen Halt. Die Mitarbeiterinnen in der Kirchengemeinde sahen und hörten, was los war. Sie versuchten, mich immer wieder zu stützen und zu ermutigen, aufzufangen. Das war noch lange vor

meiner Konfirmandenzeit, aber irgendwann fiel ich aus dem Netz.

Meine Konfirmandenzeit war eine lästige Pflicht für mich. Mit Mühe und Not kam ich auf die angesetzte Mindestzahl an Unterrichtsstunden, an vielen zusätzlichen Treffen wie Freizeiten usw. durfte ich nicht teilnehmen. Meine Konfirmation war dann das, was ich mir für meine Konfirmandinnen und Konfirmanden nicht wünsche: Eine Farce. Ich nahm nicht einmal an der Spruchandacht nachmittags teil.

Mit 20 Jahren und nach vielen Irrwegen fand ich wieder einen Zugang zu einer Kirchengemeinde. Ich sang im Chor, engagierte mich im Eine-Welt-Laden. Mit Glauben hatte das allerdings für mich nichts zu tun. Ich sang einfach gerne und die ehrenamtliche Arbeit im Eine-Welt-Laden machte mir Spaß und stillte meine Neugier auf alles Neue. Ich ging zwar auch in den Gottesdienst, betete aber nur mechanisch mit – die Gebete und die Liturgie waren mir vertraut.

Dann war ich in einer Situation vollkommen auf mich allein gestellt. Ich war völlig verzweifelt und wusste weder ein noch aus. Ich ging in den Weinbergen meiner Heimat spazieren und redete vor mich hin. Wut, Enttäuschungen, Verletzungen schleuderte ich aus mir heraus. Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich nicht mehr wütete sondern unter Tränen betete: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Der 23. Psalm. Mein Psalm. Ich weiß, es hört sich an, wie so manche Geschichte, die in Büchern oder ähnlichen Medien veröffentlicht wurde. Aber ganz so klischeehaft war es nicht. Denn so schnell ging das ja nicht mit dem Umdenken und dem bewussten Weitergehen unter einer schützenden Hand. Es verging noch eine längere Zeit, bis ich meinen Weg fand. Auch den Weg mit Gott. Schritt für Schritt näherte ich mich meinem Glauben wieder an. Ich lernte, wieder zu beten. Texte fielen mir ein, ich erinnerte mich an biblische Geschichten, an Lieder, die ich längst in den Tiefen meines Gedächtnisses begraben hatte.

Mittlerweile hatte sich mein Leben gewandelt. Ich zog aus Südbaden nach Mittelfranken. Berufliche Erfolge und Misserfolge in meinem erlernten Beruf als Industriekauffrau lagen hinter mir. Ebenso eine Scheidung und viele andere Steine, die meinen Lebensweg pflastern. Sie gehören zu mir und meinem Leben. Trotzdem – angekommen war ich noch nicht. Zu viel Ungeklärtes, Unverarbeitetes und Belastendes schleppte ich noch mit mir herum. Ich haderte. Mit mir und mit Gott. Mit mir deswegen, weil ich doch so manchen Mist gebaut hatte. Weil ich so war (und bin) wie ich bin. Ich konn-

te mir manche Fehler nicht verzeihen. Ich haderte mit Gott: Warum ließ er zu, dass so viel mit mir passierte, was nicht geschehen durfte. Was ich von klein auf erlebt hatte, reicht für mehrere Biografien. Da war es doch ganz klar, dass ich mich von Gott abwand. Mich von neuem zu Gott zu bekennen, so weit war ich noch nicht.

Es war ein Gottesdienst, der den Wendepunkt in meinem Leben markierte. Der Pfarrer sprach von Gnade. Von der Gnade, das auch Menschen, die den Weg mit Gott verloren haben, immer wieder zurückkommen können und liebevoll aufgenommen werden. Während des Gottesdienstes liefen mir die Tränen übers Gesicht – ich kam mir vor wie die verlorene Tochter. Ich spürte, dass auch ich wichtig war. Das ich jemand bin. Die Antwort von Martha auf Jesu Worte, ihr Glaubensbekenntnis, hätte in dem Moment auch von mir sein können. Einen Weg einschlagen, der von mir gewählt wurde. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen: Egal was in der Vergangenheit geschehen ist, ich brauche nicht zu verzweifeln. Ich bin ein fehlbarer Mensch, habe aber immer wieder die Möglichkeit, nach vorne zu blicken. Veränderungen wahrzunehmen. Ich kann meine Last vor Gott bekennen, jemandem vertrauen, mich anvertrauen. Ich erkannte, dass der 23. Psalm für mich der Weg war, die Suche nach einem Zuhause. Gefunden hatte ich das Zuhause aber erst, nachdem ich in diesem Gottesdienst erkannt habe, dass ich nicht allein da stehe.

Der Startschuss war gefallen: Ich setzte mich mit meinem Leben auseinander und durfte einen Weg einschlagen, der von mir gewählt wurde. Das erste Mal in meinem Leben fühlte ich mich wohl und musste niemandem mehr etwas beweisen.

Als Prädikantin, ehrenamtliche Mitarbeiterin in mehreren kirchlichen Gremien und Arbeitsgruppen und als Erwachsenenbildnerin habe ich meinen Platz für mich im Leben und in der Kirche gefunden.

Zwei Erlebnisse brachten mich noch einmal ganz schön ins Wanken. Da gab es einen Menschen, der nicht nur meine Arbeit abgelehnte, sondern radikal auch mich. Das hat mich zutiefst verletzt. Das andere war meine Krebserkrankung. Da half mir mein Predigtendienst. Nie zu vor und auch nicht danach stand ich so oft auf der Kanzel. Mit jeder Predigt verarbeitete ich meine Krankheit. Die Predigttexte waren anscheinend nur für mich gemacht. Und als ich zu dieser Zeit noch eine Berufung in ein kirchliches Amt bekam, war mir klar: „Der da oben hat noch ein bisschen was mit mir vor!“